

Sinn und Unsinn von psychosozialer Betreuung

Wolf R. Dombrowsky

In der kurzen Geschichte der psychosozialen Betreuung in Deutschland markiert das ICE-Unglück in Eschede 1998 einen Orientierungswechsel, der bislang nur wenig Beachtung fand: Während sich *vor* Eschede die Betreuung vor allem auf die Opfer richtete, rückten *nach* Eschede die Helfer in den Mittelpunkt. „Hilfe für Helfer“ ist seitdem zu einem zentralen Anliegen der Organisationen, der Ausbildung und der Maßnahmunumsetzung geworden – und zwar in einem Umfang, der unbedingt einer kritischen Reflexion bedarf.

„Umfang“ zielt hierbei sowohl auf Quantität als auch auf Qualität. Psychosoziale Betreuung für Einsatzkräfte wird inzwischen beinahe flächendeckend angeboten, doch scheint es dabei wichtiger, ein solches Angebot als „farbentreuen“ Fachdienst innerhalb der eigenen Organisation etablieren und in die Ausrückeordnungen drücken, denn als Glied in eine vernetzte psycho-soziale Hilfeleistungskette bestmöglicher Fachqualifikationen integrieren zu wollen. Gleichwohl steht die Sinnhaftigkeit psychosozialer Betreuung im Grundsatz nicht zur Diskussion. Doch der ungebremsste Wildwuchs von Dienstbezeichnungen und Uniformaufschriften signalisiert den Mangel an übergeordneter Sinnstiftung. Und so belegen die fehlenden Standards und der Dschungel undurchschaubarer Qualifikationen, dass inzwischen Positionierung und mediale Präsenz wichtiger scheinen, als die gemeinsame Entwicklung dienlicher Qualität. Statt dessen lässt der inzwischen immer stärker um sich greifende Drang zum Einsatz schon während laufender Einsätze selbst bei wohlgesonnenen Einsatzkräften die Frage aufkommen, ob Sinnvolles nicht in Unsinn umzukippen beginnt.

Zentrale These ist, dass die Sinnhaftigkeit psychosozialer Betreuung von einem „roll back“ bedroht ist, der jedoch tiefer zu verorten ist, als in den angerissenen wildwüchsigen Erscheinungen. Tatsächlich fehlen noch immer zwei „Verortungen“, die den Sinn psychosozialer Betreuung unabweisbar rechtfertigen. Die eine Verortung besteht im Mangel an Evidenz. Zahl und Umfang einschlägiger Wirkungsforschung reichen bislang noch nicht aus, um eindeutige Zusammenhänge und Effekte belegen zu können. Dies wird sich im Laufe der Zeit, mit wachsenden Fallzahlen und der Möglichkeit zu Zeitreihenanalysen jedoch von allein zum Besseren wandeln.

Die zweite Verortung erscheint problematischer. Sie erwächst dem viel grundsätzlicheren Mangel an historischer und somit auch erkenntnistheoretischer Reflexion über den Zusammenhang von Trauma und Traumatisierung. Weder ist bislang geklärt, ob und wie sich physische und psychische Traumen vergleichen lassen, ob und wie sie sich über die Zeiten verändern, ob und wie „Heilung“ dabei jeweils körpereigen bewerkstelligt wird, ob und wie übergreifend (chirurgisch, neurologisch, psychiatrisch, psychologisch, medikamentös) therapiert werden kann

und vor allem, ob und wie Zusammenhänge zwischen kulturellen, kollektiven und individuellen „Dispositionen“ zu Wirk-Dynamiken führen, die wir in heutiger Terminologie als Resilienz und Vulnerabilität beschreiben und die Auskunft geben könnten über die Faktoren, die einer Traumatisierung individuell Widerstand entgegensetzen oder umgekehrt die kollektive Verletzbarkeit gegenüber Traumatisierung vergrößern.

Gerade der Zusammenhang zwischen „Resilienz“ als eines individuellen Potenzials und Vulnerabilität als eine überindividuell wirksame Resultante „schwächender“ Bedingungen ist bislang für die Population in Deutschland nach dem 2. Weltkrieg noch vollkommen unerforscht. Weder kennen wir die „base-line“ durchschnittlicher psychischer Gesundheit der Bevölkerung, noch liegen Erkenntnisse über Maß und Verteilung individueller Resilienz gegenüber psychischer Belastung vor. Nicht einmal die Einsatzkräfte der Hilfsorganisationen werden einschlägig auf Belastbarkeit getestet, so dass sich letztlich Aussagen über Schwere und Umfang von Traumatisierung verbieten, weil es keinerlei objektivierbare Referenz gibt.¹

Fasst man den insgesamt ableitbaren Grad von Unkenntnis zusammen, erscheinen die bislang dominanten Interventionsformen gesprächsbasierter Intervention als Stochern im Nebel. So lange deren Wirkung nicht wirklich erwiesen ist und so lange andere Interventionsformen noch nicht einmal in Erwägung gezogen, geschweige denn in empirischen Vergleichen untersucht werden, entsteht eher der Verdacht, es handele sich um symbolische Politik zur Linderung einer spezifischen Bedarfslage denn um die Lösung eines echten Problems.

Dass es ein „echtes“ Problem gibt, sei jedoch nicht verhohlen. Die Republik wird, wenn man es lax ausdrückt, „seelenwund“. Die Formen allgemeiner psychischer Überlastung nehmen überproportional zu, auch der Umfang von Arbeitsunfähigkeit durch psychische Erkrankungen. Wie wichtig hier die Ermittlung einer „base-line“ menschlicher Belastbarkeit und Trainierbarkeit wäre,² wird sofort nachvollziehbar, wenn die divergenten Erklärungsmuster für diese Entwicklung aufeinander prallen. Was den einen als Schlupfloch ins „Blau-Machen“ und in die Frühverrentung erscheint, ist anderen die negative Kehrseite von Produktivitätssteigerung, Flexibilisierung und horizontaler Mobilität, also einer Lebens- und Arbeitsweise, die kollektiv verletzlicher macht und der individuell immer weniger Resilienz entgegengestellt werden kann: Falsche Ernährung, zu wenig Bewegung und vor allem eine „verweichlichende“ Vermeidung jeglicher Belastung schwächen objektiv.

Indikatoren solcher verweichlichenden Vermeidung finden sich im zunehmenden Verbrauch von Schmerzmitteln, Psychopharmaka, „Life-Style“-Produkten und

¹ Wäre dies nur eine messtheoretische Frage, könnte man sie vielleicht abtun. Aus Sicht von Fürsorgepflicht erscheint diese bewusste Ahnungslosigkeit gravierend, weil hier wider bessere Erkenntnismöglichkeit Menschen Situationen ausgesetzt werden, denen sie unter Umständen nicht gewachsen sind.

² Man könnte, wie im Sport, argumentieren, dass es keine absoluten Grenzen körperlicher oder psychischer Belastbarkeit gibt, sondern kontinuierlich, durch Training, hinausgeschoben werden können. Jedoch zeigen die Praktiken des Doping, dass die Materialität des Körperlichen und die Gesetze der Mechanik Rahmen vorgeben, die nur um den Preis von „Nebenfolgen“ überschritten werden können.

Nahrungsergänzungsmitteln, die allesamt versprechen, anstrengungslos „besser“, „gesünder“, „glücklicher“ und vor allem „leidensfrei“ leben zu können. Tod, Krankheit und Alter werden so weit wie möglich aus den alltäglichen Vollzügen verdrängt, oder ideologisch so verklärt, dass sie die Funktionserwartungen vom Aktiven, Jugendlichen und Dynamischen zur Verhaltensnorm für alle Lebensalter ausdehnen.

Parallel dazu vollzieht sich eine weitere verweichlichende Vermeidung, die aus der Perspektive von psychischer Belastung gänzlich unerforscht ist. Man könnte sie als ungeplante Nebenfolge unserer kulturell vorangetriebenen „Pazifizierung“ beschreiben: Die Durchsetzung des Gewaltmonopols des Staates bewirkt mit den Mitteln von Exekutive und Judikative eine innenpolitische Verfriedlichung, auf die zwar niemand verzichten möchte, die aber zugleich auch eine Entwöhnung und Entfremdung von „Abweichung“ herbeiführt, die letztlich immer vulnerabler macht. Das Abweichende wird stigmatisiert und ausgegrenzt, wodurch zugleich die Fähigkeit aller Beteiligten schwindet, mit eigener und fremder Abweichung angemessen umgehen zu können. Die Verrechtlichung von Abweichungen und den daraus entstehenden Konflikten, sei es in der Nachbarschaft, im Berufsleben, im Verkehr oder sogar im Nahbereich des Privaten, führt letztlich zur Herrschaft spezialisierter Konfliktregulierer und zur Enteignung der Möglichkeiten, Abweichungen korrigieren und Konflikte selbst regulieren zu dürfen. Dies gilt im Besonderen für den Umgang mit Aggression und körperlicher Gewalt. Durch die nachdrückliche Erziehung zu „Gewaltlosigkeit“ schon ab dem Kindergarten, wird weder erlernbar, was Gewaltanwendung bei einem selbst und bei anderen „macht“, noch, wie man mit Aggressivität umgeht, wie man Gewalt beendet und am Wichtigsten, wie man sich wieder verträgt.³ Und so kommen irgendwann Gewalt-Analphabeten in Konfrontation mit anders sozialisierten Mitmenschen, oder mit „street-gangs“, oder mit pöbelnden Hooligans – und erleben etwas, das weit über Angst und Bedrohtheit hinausgeht: Es ist vollkommene Entblößung, Nichtigkeit, Ausgeliefertsein. Ein solches Erlebnis verträgt keine Psyche. Wer oder was ist man noch, wenn man jegliche Kontrolle verloren hat – über die Situation wie über sich selbst?

Tatsächlich erwächst das Traumatisierende derartiger Zwischenfällen nicht der Brutalität eines übermächtigen Gegners, sondern der unbeherrschbaren Differenz zusammenprallender „Normalitäten“. Die Brutalität eines Slums in Rumänien, die Härte des Drogenstrichs, die bittere Not in Afghanistan oder Mali sind jenen, die darin überleben müssen, so normal, wie dem deutschen Durchschnittsbürger sein Leben in geordneten und auskömmlichen Verhältnissen. Damit das Unvereinbare nicht allzu häufig kollidiert und Schäden bewirkt, treffen wir unendlich viele und tief gestaffelte Vorkehrungen – von der Kontrolle der EU-Außengrenzen über Polizei und Geheimdienste bis hin zu Überwachungskameras und Einbruchsschutz. Letztlich

³ Darin dürfte die schlimmste Nebenfolge der Enteignung durch Regulierungsindustrien gesehen werden. „Verträglichkeit“ im Sozialen wie Individuellen ist die Basis gedeihlichen Zusammenlebens. Von daher sollte jede Konfliktregulierung darauf hinzielen. Die Mehrzahl rechtlicher Regulierungen bewirkt jedoch eher eine Art „moralische“ Delegitimierung des Rechts, weil die streitenden Parteien mit dem subjektiven Eindruck zurückbleiben, nicht wirklich „Recht“ bekommen zu haben, sondern einen „Deal“ aus ganz anderen Beweggründen.

entstehen so, durchaus aus gut gemeinten Gründen, Räume der „Binnenverharmlosung“, innerhalb derer die „Beschützten“ gar nicht mehr wissen, wie brutal die Welt jenseits der Absicherungen ist, die aber aus allen Wolken fallen, wenn denn „Schutz“ und „Sicherheit“ versagen sollten und sie zu „Betroffenen“ werden.

Die verstörende „Lösung“ aus differenten Normalitäten musste die Bundeswehr schmerzlich zur Kenntnis nehmen und Trainingsmethoden für den Auslandseinsatz einführen, die einer pazifizierenden Gesellschaftsordnung eigentlich widerstreben: Die „Rebrutalisierung“ harmloser Jugendlicher zu Soldaten, die mit einer ihnen längst völlig entwöhnten, ganz anderen Normalität zurechtkommen können.⁴ Die trainierende Konfrontation mit dieser anderen Normalität steigerte die psychische Resilienz und passte an Verhältnisse an, die sich wiederum von den Angehörigen dieser Soldaten niemand vorstellen konnte – und auch nicht wollte. Die ungewollten Nebenfolgen einer unbedingt notwendigen, „rebrutalisierenden“ Anpassung an ansonsten überwältigende Verhältnisse bestand somit in einer Art Exilierung aus dem heimischen Paradies und einer mit der Dauer von Training und Auslandseinsatz mitwachsenden psychischen Entfernung von den weiterhin im Paradies Lebenden.⁵

Doch nicht nur Soldaten werden in ein „Zwischenreich“ sozialisiert, sondern letztlich alle „Dienstpersonale für die Dreckarbeit“. Wer täglich mit einer „Normalität“ umgehen muss, die sich die restliche Gesellschaft mit Nachdruck vom Leibe und aus dem Gesichtskreis halten will, der wird ausweglos der Brutalisierung durch diese Verhältnisse ausgesetzt und zugleich von allen entfernt, die davon nichts wissen wollen. Die Zuspitzung auf „Dreckarbeit“ schließt nicht aus, dass die Dienstleistungen zur Herstellung und Wahrung verfriedlichter Binneräume auch zutiefst humane, erhabene und erhebende Momente bergen. Vor allem in den heilenden und helfenden Segmenten dieser gesellschaftlichen Leistungserbringung finden sich durchaus Arbeitszufriedenheit und Sinnerfüllung. Wer jedoch die Indikatoren heranzieht, die auf äußerste Belastung schließen lassen, der wird anhand von Erschöpfungssymptomen, Stress und Burn-Out, chronischen Erkrankungen, Frühverrentung und vor allem Suizid schnell feststellen können, dass die dort Tätigen überwiegend einer „psychischen Binnenverschmutzung“ ausgesetzt sind, die dem Unrat entspricht, den kein Gesellschaftsmitglied in seinem eigenen gepflegten Vorgarten oder gar Wohnzimmer haben möchte.

Doch statt die buchstäblichen Entsorgungsleistungen dieser Dienstpersonale nach dem Umfang der Sorgen, die sie der Allgemeinheit abnehmen und schultern, zu würdigen (und zumindest angemessen zu entlohnen), werden auch sie durch ihre (berufs-)spezifischen Sorgenlasten in ein „Zwischenreich“ sozialisiert, aus dem es alsbald kein Entrinnen mehr gibt. Mit den bösen Kehrseiten des guten Lebens

⁴ Die Trainingstechniken der Rebrutalisierung sind keineswegs aufs Militärische beschränkt. Das Internationale Rote Kreuz trainiert seine Mitarbeiter für Auslandseinsätze ähnlich. Überfälle, Geiselnahmen und Gewaltübergriffe werden in aufwändigen Rollenspielen sehr realitätsnah durchgespielt.

⁵ Diese Exilierungs- und Entfremdungsprozesse sind bei den Veteranen des Vietnam- und Irakkrieges sehr gut untersucht. Die Unfähigkeiten, wieder ins „normale“ Zivilleben zurückzukehren, haben aufgrund der extremen Normalitätsdifferenzen proportional zugenommen.

möchte sich niemand befassen, vor allem nicht, wenn sie einen selbst betreffen könnten. Und dringen doch einmal Nachrichten und Bilder von den garstigen Normalitäten der entsorgenden Zwischenreiche an die Öffentlichkeit, werden sie flugs singularisiert: schlimme Ausnahmen, vielleicht sogar Skandale, aber niemals das ganze Ausmaß einer stetig ansteigenden Verdichtung.

Über die Verdichtung müsste endlich gesprochen werden. Ökonomische Rationalisierung bedeutet stets Leistungssteigerung bei geringerem Personaleinsatz. Dies gilt auch für „Entsorgungsarbeiter“ – und bedeutet konkret, dass trotz Personalkürzungen oder Einstellungsstopp die Polizei mehr „Fälle“, die Krankenschwester mehr Betten, die Pflegekraft mehr Plätze, der Rettungsdienst größere Bereiche und der Sozialarbeiter mehr Familien „bearbeiten“ muss. Folglich verdichtet sich auch das Unangenehme und Belastende, doch handelt es sich dabei keineswegs „nur“ um eine quantitative Verdichtung. Weil unter dem Diktat von Zeit und Kosten die Qualität der Leistungserbringung nur durch zusätzliche Anstrengung möglich oder ansonsten auf der Strecke bleibt, nisten sich Selbstzweifel und Frustrationen ein.

So werden auch die Helfer hilfloser, – im Zangengriff ihrer tätigkeitsbedingten Verdichtung und ihrer immer geringeren Resilienz, die sie, gesellschaftsbedingt, als Startbedingung mitbringen. Das Resultat entspricht strukturell durchaus dem Erlebnis von Entblößung, Nichtigkeit und Ausgeliefertsein, wie es Gewalt-Analphabeten in Konfrontation mit Aggression oder Gewalt haben: Wer oder was bin ich noch, wenn ich täglich den Dreck wegmachen darf und damit allein gelassen oder sogar noch wie Dreck behandelt werde?⁶

Unschärfer und weniger zugespitzt finden sich solche Fragen in den Veröffentlichungen über das freiwillige und ehrenamtliche Helfertum seit Jahrzehnten. Die wachsende Kluft zwischen offiziellen Helfer-Huldigungen und Sonntagsreden auf der einen und realer Geringschätzung auf der anderen Seite ist ebenso bekannt wie die permanenten Versuche, Helfer zu motivieren und notwendigen Nachwuchs zu rekrutieren. Demographischer Wandel im Allgemeinen und Bundeswehrreform im Besonderen führten vor Augen, dass die Torte nicht größer wird, sondern nur die Stücke anders geschnitten werden können. Die zunehmende Konkurrenz um den Nachwuchs und seine Besten führt zwangsläufig dazu, dass jene Tätigkeiten die kleinsten Stückchen abbekommen werden, die am unattraktivsten sind – und dass sich folglich deren interne Verdichtung nochmals verschärft. Insofern brodelt es zunehmend, wenn auch abgestuft, in allen Bereichen gesellschaftlicher Entsorgungsarbeit.

Seinen Kulminationspunkt und zugleich sein Ventil fand der entstandene Überdruck in Eschede. Das ICE-Unglück am 3. Juni 1998 war in vielfacher Weise „besonders“ und eignete sich daher auch besonders für Inszenierungen. Ähnlich der Titanic traf

⁶ Dass auch die „Guten“ nicht mehr als solche akzeptiert und geachtet werden, wird immer offensichtlicher, siehe Dombrowsky 2007.

es ein zeitgenössisches Meisterwerk der Ingenieurskunst,⁷ doch blieb zur allgemeinen Erleichterung die Opferzahl unterhalb des Befürchteten und die Retterzahl weit oberhalb des Erhofften.⁸ Durch die Abschottung des Einsatzgeschehens und eine kluge Betreuung der zahlreichen Medienvertreter fokussierte das Interesse relativ schnell auf die physisch und psychisch herausfordernden Rettungsarbeiten. Eschede wurde die mediale Sternstunde des Helfers und seiner außergewöhnlichen Belastung.⁹ Es war der „Perfect Fit“, das ideale Zusammentreffen einer zeitgenössischen Inszenierungsform der Medien, die „abstrakte“ Sachverhalte brachial auf die Nahaufnahme des Einzelschicksals herunterbricht, um „Quote“ durch Gefühl und Identifikation zu erzielen – und einem seelenwunden Thematisierungsbedürfnis, das in diesem Moment genauso funktionierte, wie die Medien: durch die (Selbst-)Darstellung des eigenen Schicksals auf die Situation des ganzen Standes aufmerksam machen zu können und dadurch jene Aufmerksamkeit und Anerkennung zu erlangen, deren man so lange ermangelte.

Eschede war ein Erweckungsmoment, aber nicht der Selbsterkenntnis, sondern der Selbstthematisierung. Die vielfach unbeachteten Überlastungen und Mikro-Traumatisierungen langer Jahre konnten endlich zur Sprache gebracht und dank medialer Verstärkung als Anspruch gerechtfertigt werden. Von da an sprach die ganze Republik über „ihre“ Retter.

Daraus hätte etwas werden können, zumindest etwas Besseres als das Gerangel um die Etablierung eines neuen Fachdienstes mit eigener Bezeichnung, Bekleidung und STAN – nämlich ein fachübergreifendes Konzept psychischer Gesundheit bei gesellschaftlich überdurchschnittlich belastenden Arbeitsbedingungen. Daraus hätten sich Standards ableiten lassen, sowohl als Eingangsvoraussetzungen vor der Tätigkeitsaufnahme, als auch als Beurteilungsgrundlage bei Belastungsreaktionen bis hin zur Feststellung von Erkrankung und Arbeitsunfähigkeit. Das wäre ein wirklicher Erfolg gewesen, einer, der über die gegenwärtige Beschränkung auf den Einzelnen hinausgeht. Hier lugt vermutlich das größte Risiko: Die gelungene Selbstthematisierung einer viel zu lange gering geschätzten Dienstklasse droht, nicht der Dienstklasse zu nützen, sondern zu einem Alibi-Verfahren zu verkommen, das einerseits ängstlicheren Vorgesetzten zur Entlastung ihrer Fürsorgeaufgabe dient und andererseits die reale Fürsorge der Achtsamkeit der Betroffenen überantwortet und sie dadurch ihre gesellschaftliche Bedeutung verliert. Das wäre schade, um der standespolitischen Bedeutung willen und um einer guten Entwicklung willen.

Vor Eschede tat man sich in der Bundesrepublik schwer, psychische Belastung wahr und ernst zu nehmen. Wie so oft bedurfte es eindrücklicher Ereignisse und

⁷ Klaus Brinkbäumer, Udo Ludwig und Georg Mascolo titelten im Spiegel (21/1999:36-60): „Die deutsche Titanic“.

⁸ Ein erster RTW war nach 5 Minuten am Schadensort, nach 17 Minuten der ärztliche Leiter Rettungsdienst; danach wächst Hilfe in Geschwindigkeit und Umfang auf, der die Öffentlichkeit beeindruckte. Ausführlich: Hüls/Oestern 1999.

⁹ Jutta Helmerichs (2000) war Mitinitiatorin der Eschede-Hilfe und brachte die Doppelrolle der Helfer treffend zum Ausdruck: „Retter in (der) Not“.

spezifischer Rahmenbedingungen, um überhaupt einen Belang zu erkennen und zuzulassen. Entlang der Grubenunglücke von Dahlbusch (1955), Lengede (1963) und Stolzenbach (1988) lässt sich der Wandel nachvollziehen. Anders als bei den 12 Bergbau-Unglücken in Ost- und den 24 in West-Deutschland in der Zeit von 1945 bis 2000,¹⁰ gab es bei den drei genannten Fällen Überlebende, die, von Mal zu Mal intensiver, unter öffentlicher Teilnahme gerettet werden konnten. Zeitung, Rundfunk und später vor allem das Fernsehen entgrenzten die lokalen Ereignisse bis in jedes Wohnzimmer und hinaus in alle Welt, und sie setzten „Sterben“ und „Heldentum“ auf gänzlich neue Weise in Szene, als Drama, als Krimi und als Live-Show, in denen der „Heldentod“ endlich ohne die Überschattung des Krieges dargestellt, nach Schurken gesucht und „Suspense“ durch die Hoffnung auf Rettung erteilt werden konnte.

Dort unten, in Kälte, Nässe und Dunkelheit, kauerten „unsere“ Kumpel – den Tod vor Augen, vielleicht schon lebendig begraben. Über Tage bangten Freunde und Angehörige, Frauen und Kinder – vielleicht schon Witwen und Waisen. Plötzlich war ein anderes kaltes Grab von neuem nah und eine Tür, durch die der Schmerz nach Draußen konnte.¹¹ Mit den Helden hier durfte man mitfühlen, Tränen zeigen und Angst empfinden, ohne sich verdächtig zu machen oder sich schämen zu müssen. Die Helden der Arbeit¹² begründeten nicht nur zwei neue Deutschland, sondern auch die Chance zur Wiedergewinnung verdrängter und vor allem missbrauchter kollektiver Gefühle.

Zwar atmete Dahlbusch noch das „Zähne-Zusammenbeißen“ des unmittelbaren Nachkriegs, doch stand man nicht mehr erstarrt im Ringen um Beherrschung. Bundespräsident Heuss gab den 42 Toten die letzte Ehre inmitten ihrer Särge und einer Anteilnahme, die weit über den Friedhof und die üblichen Trauerrituale hinausging. Gleichwohl verschwand das Ereignis alsbald aus den überregionalen Zeitungen. Nur die „Dahlbusch-Bombe“ blieb dauerhaft in Erinnerung. Lengede dagegen schrieb Mediengeschichte. NDR und Erstes Deutsches Fernsehen berichteten stündlich; die „Tagesschau“ versammelte buchstäblich die Nation vor dem Bildschirm. Über eine niedergebrachte Telefonleitung sprach auch Bundeskanzler Erhard mit den Eingeschlossenen; einen Tag später konnten sie vor den Kameras und Mikrofonen der ganzen Welt geborgen werden.¹³ Das „Wunder

¹⁰ Nach 2000 ereignete sich in Deutschland nur noch ein Bergbauunglück in der Kali-Grube Sigismundshall in Niedersachsen 2012 (vgl. Kroker/Farrenkopf 1999).

¹¹ Bei vielen Deutschen weckte die Metaphorik des lebendig begraben Sein Assoziationen mit Stalingrad und dem Kriegswinter 44/45. Bis Januar 1956 kehrten Kriegsgefangene aus der Sowjetunion zurück. Die Rettung dreier Kumpel mit der „Dahlbusch-Bombe“ gelang am 12. Mai 1955.

¹² Die Überhöhung des Kumpels fand in Ost wie West statt: „Drüben“ schuftete Adolf Hennecke, hüben kam es „auf den Bergmann an“ (Titel „Das Neue Blatt“ 4. Jg. Nr. 6). Rainer Gries und Silke Satjukow (2002) haben die Bedeutung von „Übermensch“ für die Propaganda sehr lehrreich analysiert.

¹³ Zeitweise waren 460 Mitarbeiter von Zeitungen, Rundfunk und Fernsehen auf dem Betriebsgelände, der NDR spricht von „449 Journalisten“ (http://www.ndr.de/geschichte/chronologie/sechzigerjahre/wundervonlengede100_page-2.html)

von Lengede“ dürfte das erste deutsche „live“ gesendete Doku-Drama gewesen sein, dem bis in die Gegenwart verschiedene Nach- und Neubearbeitungen folgten.¹⁴

Durch die live-Berichterstattung veränderten sich die Wahrnehmungs- und Darstellungsformen aller Beteiligten. Mit jedem weiteren Interview und jedem weiteren Bild entstanden nicht nur Routinen des Sagens und Aussehens, sondern auch „O-Töne“ und Präsentationsrituale, die sich in dem Maße abnutzten und entsprechend schnell erneuert werden mussten, in dem die Medien sie verschlissen. Lengede hat, wohl zum ersten Male in der jungen Bundesrepublik, zur Bildung eines öffentlich vorgeführten Sprechens, Fühlens und Verhaltens geführt, das sich vom „echten“ Sprechen, Fühlen und Verhalten unterschied und das dadurch „Authentizität“ zu einem Attribut der Selbstdarstellung modelte, das, Widerspruch in sich, der willentlichen Hervorbringung überantwortet wurde, „um besser rüber zu kommen“. War Dahlbusch nur ein erster Schritt, um sich kollektiv mit kollektivem Sterben jenseits von Krieg und Not zu befassen und eine dazu passende Form von Fühlen und Mitfühlen zu entwickeln, so war Lengede bereits die Transformation dieser noch gar nicht vollendeten Formgebung in mediale Veräußerungsformen. Überspitzt ließe sich sagen, dass durch die mediale Inszenierung intimster Gefühle eine Sozialisationsgrundlage entstand, durch die Menschen schneller lernten, sich nach Aussen hin zu inszenieren, als im Innersten zu verstehen, was sie wahrnehmen und was sie dazu fühlen.

Das Grubenunglück von Stolzenbach (oder Borken) lässt sich als Konsequenz und Fortschreibung dieser Entwicklung interpretieren. Wolfram Schüffel, *spiritus rector* der „Arbeitsgruppe Stolzenbachhilfe“,¹⁵ brachte sie in einem Interview auf den Punkt: Es sei damals darum gegangen, „die Menschen an eine bestimmte Sichtweise ihres Verlustes heranzuführen. Das heißt: Wie können sie trauern, wie können sie die Schmerzen durchstehen und wie können sie ihr Leben nach dem Ereignis gestalten“ (Jeck 2008:1). Ganz offensichtlich hatten Veränderungen stattgefunden, durch die all das nicht mehr ohne externe Hilfe gekonnt wurde. Was aber hatte sich verändert?

Aus heutiger Sicht würde man die 25 Jahre zwischen Lengede und Stolzenbach als intensive Phase der Individualisierung bezeichnen. Der zunehmende materielle Wohlstand bescherte Autonomie und Unabhängigkeit, als Kehrseite jedoch auch wachsenden sozialen Abstand und Vereinzelung. Wenn jeder sein Auto, seine Waschmaschine, seinen Kühlschrank, seinen Rasenmäher und seinen Werkzeugkasten hat, wozu braucht er dann noch andere? Und wenn man die Anderen immer weniger braucht, wie entsteht dann Verständnis, gar soziale Beziehung? Auf dem Hintergrund einer solchen Entwicklung in die soziale Isolation wird nachvollziehbar, was Wolfram Schüffel als passive Ausgrenzung bezeichnete:

¹⁴ Rudolf Jugert lieferte 1969 die erste Verfilmung, Kaspar Heidelbach 2003 die zweite. Hans-Dieter Grabe produzierte 1979 die ZDF-Dokumentation „Das Wunder von Lengede oder Ich wünsch´ keinem was wir mitgemacht haben“, Franz Bürgin 2003 die WDR-Doku „Das Drama von Lengede. Protokoll einer Katastrophe“.

¹⁵ Die Stolzenbachhilfe war ausdrücklich als „Wir-Projekt“ angelegt. Wolfram Schüffel arbeitete aufs Engste mit der türkischen Psychiaterin Günsel Ilal-Koptagel, dem israelischen Psychiater Benyamin Maoz und dem deutschen Kollegen Georg Pieper sowie den Sozialarbeiterinnen Luisa Römer und Margret Viernau zusammen.

„Es war von Anfang an klar, dass zum Beispiel die Frauen der Überlebenden den Witwen begegnen würden. Sie bekommen dann Herzklopfen und wechseln die Straßenseite, weil sie mit der Situation nicht umgehen können. Die Witwen wiederum fühlen sich durch das Verhalten ausgegrenzt“ (Jeck 2008:2).

Für alle Beteiligten, so Schüffel, entstand dadurch ein soziales Klima, das zusätzlich belastete, statt sozial zu entlasten und darüber Möglichkeiten zu eröffnen, sich mit dem eigentlichen Geschehen angemessen auseinanderzusetzen. Dass es auch anders ging, sah Schüffel an den ebenfalls betroffenen türkischen Bergarbeiterfamilien. Sie nahmen sich in den Arm, trauerten gemeinsam, trösteten sich, luden sich zum Essen ein und begleiteten sich beim Einkaufen und bei Behördengängen. Dort, so nahmen Schüffel und Kollegen an, hatte der Prozess der Individualisierung noch nicht begonnen, brauchten sich die Menschen noch und gingen deswegen sorgsamer miteinander um.

Ob diese Einschätzungen allerdings stimmen, also die türkischen Familien weniger belastet waren als die deutschen, lässt sich nicht belegen. Vielleicht waren sie anders betroffen, oder litten sogar intensiver, weil ihre gesellschaftliche Verarbeitungsweise noch „natürlicher“ war. Wir sind, um es plakativ zu formulieren, was wir erlebt haben – und zwar desto nachdrücklicher, je eindrücklicher das Durchlebte war. Doch Eindruck und Nachdruck, im Sinne einer bewertenden und bewerteten Wahrnehmung, sind gesellschaftlich formiert. Dies gilt für Angst wie für Schmerz, für Liebe wie für Hass. Die Heutigen ängstigt und schmerzt anderes als unsere Vorfahren; wir lieben und wir hassen anders als zu Zeiten der Pharaonen.

Insofern leitet die Rede vom „Trauma“ in die Irre. Gerade weil ein spezifisches Erlebnis zu höchst unterschiedlichen individuellen Reaktionen führt, muss weit mehr das individuelle Erleben in den Blick genommen werden als die Qualität des Erlebnisses. Wie bei Immunsystem und Krankheitserreger oder Wirt und Virus bedingen sich die Wirksamkeiten beider als fortwährende Anpassung an einander. „Qualität“ ist somit keine feststehende Eigenschaft, sondern die Fähigkeit, auf Herausforderungen wirksam reagieren zu können. Wie Immunsystem oder „Wirt“ bildet sich auch „Persönlichkeit“ als Resultante ihrer durchlebten Herausforderungen; sie ist das Ensemble aller Erlebnisse, die buchstäblich „Eindruck“ hinterlassen haben.

Allerdings wissen wir noch immer nicht genau, wie sich im Konkreten eine Resultante bildet und wie aus allen Resultanten ein Ensemble wächst. Die neuere Hirnforschung (vgl. Kukley et al. 2007) lehrt, dass eine Reiz- und Informationsweitergabe keineswegs auf die Synapsen beschränkt ist, sondern Nervenzellen entlang ihrer gesamten Fortsätze Botenstoffe emittieren, also Austauschcluster existieren und damit auch körperlich abgestufte Verteilungen, die möglicherweise „Qualitäten“ abbilden. Vielleicht entstehen auf diese Weise molekulare Verteilungsmuster oder Dichten, die erlebte Häufigkeiten und Eindrücklichkeiten körperlich repräsentieren und die dann, als „Gedächtnis“, unsere Erwartungen präformieren und unsere Wahrnehmung prädisponieren. Dies zumindest legen neuere Erkenntnisse über

Gewalterfahrungen im Kindesalter nahe (vgl. Moggi 2005; Pfeiffer et al. 1999). Die Frage wäre also, welche Art „Vorprägung“ welche „Struktur“ (im Sinne von Resilienz) erzeugt und wodurch sich deren Erleben von dem einer ganz anders präformierten Persönlichkeitsstruktur unterschieden hätte? Auch umgekehrt ließe sich fragen: Welche Präformation erscheint besonders geeignet, um derart be- oder überlastende Situationen möglichst wenig beeindruckt überstehen zu können?

Damit rückt der Zusammenhang von „Wahrnehmung“ und „Speicherung“ in den Mittelpunkt und die Frage, wie sich aus „Mustern“ von Nervenerregungen dauerhaft abrufbare oder, im Falle von „flash backs“, selbst aufrufende Erinnerungen bilden. Umgekehrt und beinahe wichtiger, zumindest in Bezug auf Therapie, stellt sich die Frage, ob es überhaupt kontrollierbare Bedingungen gibt, um die Abläufe von Wahrnehmung und Gedächtnisbildung selektiv so beeinflussen zu können, dass sich traumatisierende Erregungsmuster gar nicht erst verfestigen und somit auch nicht körperlich abbilden müssen?

Insofern ist „Schmerz“ keine Einbahnstraße im Sinne eines unidirektionalen Auslöse-Wahrnehmungs-Nexus und ebenso wenig eine Physis-Psyche-Transformation von (physischer) „Verwundung“ in (psychische) „Empfindung“, sondern eine spezifische Kodierung einer ebenso spezifischen Erfahrung: Ein relevantes Äußeres wird inkorporiert und damit potenzielles Material zukünftiger Selektivität, letztendlich sogar des Evolutionären selbst. Anders wäre weder Lernen denkbar noch Anpassung.

Aus Beidem resultiert Hoffnung, weil erlernte Selektivität Entscheidung ermöglicht und damit (bewussten) Umgang mit Schmerz – und dies langfristig und verallgemeinert sogar bedeutet, dass die biologische Anpassung in kulturelle Anpassung übergeht, weil die Chance der Selektivität das Potenzial des zu Inkorporierenden steuert. Einfach ausgedrückt: Das Schmerzgedächtnis lehrt, Schmerz aktualisierende Bedingungen zu vermeiden, so dass schmerzfreier erlebt und von Generation zu Generation schmerzferner gelebt werden kann. Die Umkehrung dieses Anpassungsprozesses ist länger bekannt, als intergenerative Weitergabe von Traumaerfahrung.¹⁶

Noch sind die Erkenntnisse rudimentär, stehen mehr Fragen als Antworten im Raum, ist strittig, ob und wie sich physische und psychische Traumata vergleichen und analytisch parallelisieren lassen, wie die Inkorporierung intergenerativ weitergegeben wird, wann und wie sie sich „verliert“ oder ob und wie sie gezielt „überformt“ oder sogar „gelöscht“ werden kann.¹⁷ Angesichts des insgesamt noch immer geringen Wissens mutet es jedoch bisweilen tollkühn an, wenn auf dem Weg in eine mögliche

¹⁶ Inzwischen liegen vielfältige Forschungsergebnisse zur intergenerativen „Vererbung“ von Traumatisierung vor; Tierversuche kommen zu gleichen Ergebnissen (Franklin 2009). Das Spektrum menschlicher Grausamkeiten umfasst den Holocaust (Segev/Krause 1995; Niederland 1980), Krieg und Nachkrieg (Bauer 2009), Folter (Gurris 2011; Gurris/Wenk-Ansohn 2003).

¹⁷ Die Fragen sind von eminent praktischer Bedeutung. So macht es große Unterschiede, ob die „Inkorporierung“ genetisch vererbt oder durch Nachahmung erlernt wird, ob es sich um bio-chemische Prozesse oder synaptische Verschaltungen handelt, ob man medikamentös oder psychotherapeutisch oder sogar operativ intervenieren kann.

Traumatisierung selbstbeauftragte Interventionisten unterstellen, dass ihr „Reden-Wir-Darüber“ oder „Ich-Bin-Jetzt-Für-Dich-Da“ das Richtige bewirken könnte. Diesen Unsinn sollte niemand mitmachen, auch dann nicht, wenn „Krisenintervention“ inzwischen zur politisch korrekten Grundausrüstung gehört. Eine wissenschaftlich fundierte Grundausrüstung wäre hilfreicher.

Literatur und Empfehlungen

Bauer, Andrea: Kriegskindheit im Zweiten Weltkrieg und heutige psychosomatische Belastung durch posttraumatische und komorbide Symptome. München: LMU, Med. Fak. 2009 (Diss.)

Dombrowsky, Wolf R.: Gewalt im Rettungsdienst: Wie kann man sich vorbereiten?, Notfall und Hausmedizin 33, 2007, 12: 590-593

Flor, H., Elbert, T., Wienbruch, C. Pantev, C., Knecht, S., Birbaumer, N., Larbig, W. & Taub, E. (1995). Phantom limb pain as a perceptual correlate of cortical reorganization following arm amputation. Nature 375, 482-484

Franklin, Tamara Brook: Study of the mechanisms of transgenerational inheritance of behavioural alterations induced by early stress in mice. Zürich: ETH 2009 (<http://dx.doi.org/10.3929/ethz-a-005948772>)

Gluck, Mark A./Mercado, Eduardo/Myers, Catherine E.: Lernen und Gedächtnis. Vom Gehirn zum Verhalten. Übersetzt von Katja van den Brink. Springer Spektrum 2010

Goldman, Ronald: Circumcision. The Hidden Trauma. Boston, Mass.: Vanguard 1997

Graessner, Sepp/Gurris, Norbert F./Pross, Christian: Folter. An der Seite der Überlebenden. Unterstützung und Therapie. München 1996

Gries, Rainer/Satjukow, Silke: Von Menschen und Übermenschen. Der „Alltag“ und das „Außeralltägliche“ der „sozialistischen Helden“, in: APuZ B 17/2002: 39-46

Gurris, Norbert F.: The Psychosocial Context of Therapeutic Care for Migrants, Refugees, and Traumatized People. In: Traue, Johler, Gavrilovic (Eds.) Migration, Integration and Health. Lengerich: Pabst 2011

Gurris, Norbert F./Wenk-Ansohn, M : Folteropfer und Opfer politischer Gewalt, in: Maercker, Andreas (Hrsg.): Therapie der posttraumatischen Belastungsstörungen. Berlin u.a.: Springer 2003: 221-245

Helmerichs, Jutta: Retter in (der) Not, in: Sozial Extra 24 (2000), Pp. 8-10

Helmerichs, Jutta: Nachsorge für Einsatzkräfte beim ICE-Unglück in Eschede (mit Jürgen Bengel, Kay Leonhardt, Matthias Stalman und Regina Zingiser), in: Hecht, Karl / Balzer, Hans-Ullrich (Hrsg.): Stressmanagement, Katastrophenmedizin, Regulationsmedizin, Prävention. Lengerich: Pabst 2000: 23-31

Hüls, Ewald/Oestern, Hans-Jörg (Hrsg.): Die Katastrophe von Eschede. Erfahrungen und Lehren – Eine interdisziplinäre Analyse. Berlin u.a.: Springer 1999

Jeck, Wolfgang: Mit Gewalt ins Dunkle getrieben. Interview mit Wolfram Schüffel. hr-online.de vom 30.05.2008 (http://www.hr-online.de/website/specials/home/index.jsp?rubrik=35914&key=standard_document_34370164&seite=1)

Konferenz Europäischer Rabbiner (<http://www.sueddeutsche.de/politik/rabbiner-zu-beschneidungsurteil-schwerster-angriff-auf-juedisches-leben-seit-dem-holocaust-1.1410909>)

Kroker, Evelyn/Farrenkopf, Michael: Grubenunglücke im deutschsprachigen Raum. Bochum 1999

Kukley, Maria/Capetillo-Zarate, Estibaliz/Dietrich, Dirk: Vesicular glutamate release from axons in white matter, *Nature Neuroscience* 10, 2007: 311-320 (doi:10.1038/nn1850)

Larbig, W., Montoya, P., Flor, H., Weller, S., Bilow, H. & Birbaumer, N. (1996). Evidence for a change in neural processing in phantom limb pain patients. *Pain* 67, 275-283

Lerman, Steven/Liao, Joseph C.: Neonatal Circumcision, *Pediatric Clinics of North America* 48, 2001, 6: 1539-57

Maercker, Andreas (Hrsg.): Therapie der posttraumatischen Belastungsstörungen. Berlin u.a.: Springer 2003 (1997)

Mathes, Bettina: Under Cover. Das Geschlecht in den Medien. Bielefeld: transcript 2006

Melzack, Ronald/Wall, Patrick D.: Pain Mechanisms: A New Theory, *Science* 150, 1965, 3699: 971–979

Moggi, Franz: Folgen von Kindesmisshandlung: Ein Überblick, in: Deegener, Günther/Körner, Wilhelm (Hrsg.): Kindesmisshandlung und Vernachlässigung. Ein Handbuch. Göttingen: Hogrefe 2005: 94-103

Niederland, William G.: Folgen der Verfolgung: Das Überlebenden-Syndrom, Seelenmord, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1980

Pfeiffer, Christian/Wetzels, Peter/Enzmann, Dirk: Innerfamiliäre Gewalt gegen Kinder und Jugendliche und ihre Auswirkungen. Forschungsberichte Nr. 80, Kriminologisches Forschungsinstitut Niedersachsen. Hannover: KFN 1999

Pieper, Georg: Betreuung von Katastrophenopfern am Beispiel der Explosionskatastrophe im Braunkohlebergbau Borken, in: Maercker, Andreas (Hrsg.): Therapie der posttraumatischen Belastungsstörungen. Berlin u.a.: Springer 2003: 205-219

Reik, Theodor: Das Ritual, Probleme der Religionspsychologie I. Leipzig, Wien: Int. Psychoanalytischer Verlag 1919

Rupps, Martin: Die Überlebenden von Mogadischu. Berlin: Suhrkamp 2012

Sandkühler, Jürgen: Learning and memory in pain pathways, *Pain* 88, 2000: 113–118

Schaaf, Julia: Kulturkampf im Gerichtssaal, *FAS* 26, 01.07.2012:44

Segev, Tom/Krause, Peter: Die siebte Million. Der Holocaust und Israels Politik der Erinnerung. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1995

Siemens, Anne: Für die RAF war er das System, für mich der Vater. Die andere Geschichte des deutschen Terrorismus. München: Piper 2007